Gedichte

von

Ina Seidel

Egon Fleischel & Co Berlin

THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Gedichte

Gedichte

von

Ina Seidel

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1914

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1914 by Egon Fleischel & Co., Berlin

Beſuch beim Schnatermann

Ich kam von meinem Wege ab,
Weil es ſo nebeldunſtig war.
Der Wald war feuchtkalt wie ein Grab
Und Finger griffen in mein Haar.
Ein Vogel rief ſo hoch und hohl,
Wie wenn ein Kind im Schlummer klagt —
Und ich ſtand ſtill und wußte wohl,
Was man von dieſem Walde ſagt ...

Dann ſetz ich wieder Bein vor Bein
Und komme ſo gemach vom Fleck
Und quutſch im grauen Abendſchein
Still vorwärts durch Moraſt und Dreck.
Es nebelte, es nieſelte,
Es roch nach Schlamm verfault und naß.
Es raſchelte und rieſelte
Und kroch und ſprang im langen Gras.

Auf einmal, eh ich's mich verſehn,
Bin ich am Strom, im Waſſer ſchier.
Am Rand bleib ich erſchrocken ſtehn,
Faſt netzt die Flut die Sohle mir.
Das Röhricht zieht ſich bis zum Tann
Und wiegt und wogt, ſoweit man blickt,
Und flüſtert böſe ab und an,
Wenn es im feuchten Windhauch nickt.

Da ſaß ein Kerl, — weiß Gott, mein Herz
Stand ſtill, als ich ihn ſitzen ſah!
Ich ſah ihn nur von hinterwärts
Und er ſaß klein und ruhig da,
Saß in der Nebeldämmerung,
Die Angelrute ausgeſtreckt,
Als ob ein toter Weidenſtrunk
Den dürren Aſt geſpenſtiſch reckt.

„He, Alter,“ ruf ich, „beißt es gut?“
Und ſieh, der Baumſtamm dreht ſich um
Und wackelt mit dem runden Hut
Und grinſt mit ſpitzen Zähnen ſtumm.
Und ſpricht, — doch nicht nach Landesart,
Wie Entenſchnattern ſchnell und breit
Klingt's aus dem algengrünen Bart:
„Wenn's regnet, hab ich gute Zeit.“

„So ſcheint es,“ ſag ich, und ich ſchau
In ſeinen Bottich neben ihm,
Da wimmelt's blank und ſilbergrau
Und müht ſich mit zerfetztem Kiem'.
Aale, die Floſſen zart wie Flaum,
Glotzaugig Karpfen, — mittendrin,
Ich traue meinen Augen kaum, —
Wälzt eine Natter ſich darin.

„Ein ſeltnes Fiſchlein, Alter, traun!“
Da ſpringt er froſchbehend empor:

„Die Knorpel ſind ſo gut zu kaun!“
Schnattert er liſtig mir ins Ohr.
„Gewiß ſeid Ihr zur Nacht mein Gaſt,
Wo wollt Ihr heute auch noch hin?!
Nur zu, den Bottich angefaßt!
Genug iſt für uns beide drin.“

Und richtig watſchelt er vorauf,
Patſch, patſch, am Uferrand entlang.
Und wie im Traume heb ich auf
Und ſchleppe hinterdrein den Fang.
Und krieche durch den Weidenhag,
Der eng den Raſenhang umſchmiegt,
Wo, tief verborgen ſelbſt am Tag,
Die ſchilfgebaute Hütte liegt.

Da drinnen iſt nicht Stuhl, nicht Tiſch,
Der Alte ſitzt am Boden platt,
Es riecht nach Aas und totem Fiſch,
Ich werd vom bloßen Atmen ſatt.
Er aber greift friſch in den Topf
Und frißt die Fiſche kalt und roh,
Packt ſie beim Schwanz, beißt ab den Kopf
Und knirſcht und ſchmatzt im Dunklen froh.

„Ihr eßt ja nicht, das iſt nicht recht!“
Die Schwimmhand klatſcht mich fett aufs Knie.
„Ihr ſeid vom trockenen Geſchlecht,
Ich weiß, die Kerle eſſen nie.

Ihr ſeid bekümmert, ſprecht doch aus,
Womit ich Euch erfreuen kann?"
„Ja," klappre ich, „ich will nach Haus
Aus dem verfluchten Schnatermann!"

Da hebt der Kerl ein Lachen an,
Es klang nicht gut, mir wurde kalt.
„Was wißt denn Ihr vom Schnatermann?"
„Ja," ſag ich ſtur, „ſo heißt der Wald!"
„So heißt der Wald?" Nun geht es los.
Er grinſt mich grün und phosphorn an:
„Du dürrer Narr, was weißt du bloß
Vom Schnater-Schnater-Schnatermann?"

Und ſchnater, ſchnater, klitſch und klatſch,
Der Regen peitſcht mir ins Geſicht.
Quatſch durch den Sumpf, hoch ſpritzt der Matſch,
Ein Stiefel fehlt, — ich acht es nicht.
Und ſchnater, ſchnater um mich her,
Und Enten-, Unken-, Froſchgetön,
Möwengelächter gell und leer
Und tief ein dunkles Windgeſtöhn . . .

Am andern Tag ſaß ich allein
Nicht weit vom praſſelnden Kamin
Und ließ von heißem Reisbranntwein
Mir wohlig meinen Leib durchziehn.

Wie golden war der Trank und klar,
Wie edel war ſein ſtarker Duft!
Ich blickte nach dem Wald — es war
Noch ſehr viel Regen in der Luft. —

Genius

Der Menſchenfreſſer

„Komm, ich brauche neue Speiſe!“
Sprach der Meiſter dann und wann.
Er war alt und er war weiſe
Und er fing es liſtig an.
Lieblich über alle Maßen
Stimmte er ſein Saitenſpiel,
Und wir gingen durch die Straßen, —
Doch er ſagte mir kein Ziel.

Plätze gab es immer wieder,
Wo der Schatten lockend ſtand,
Und da ließ er ſich dann nieder,
Bettlerhaft war ſein Gewand,
Wie ein ſchäumendes Gewäſſer
Bäuchlings rollte ihm der Bart,
Und er war ein Menſchenfreſſer, —
Aber von beſondrer Art.

Seines Hungers Qual zu enden
Zog er nun das Volk heran,
Mit den ſanften Greiſenhänden
Rührte er die Saiten an.

O, wie kamen ſie gelaufen!
Wie ein Wall um ihn herum
Standen ſie in hellen Haufen, —
Wunder, Wunder! — dumm und ſtumm!

Wunder, Wunder, — neue Lieder!
Doch der Schwarm verlief ſich bald,
Und wer blieb, der ließ ſich nieder
Und ergab ſich der Gewalt.
Sieh, er ſang mit rauher Kehle,
Leiſe, wie von ungefähr:
„Deine Seele, — deine Seele . . .“
Da erzitterten ſie ſehr.

Denn ihm halfen alle Geiſter,
Tiefſter Zauber war ihm kund,
Vor dem alten Hexenmeiſter
Redete der ſtummſte Mund,
Und ſie ſagten ihre Schmerzen,
Weil ſein Spiel ſo mächtig war,
Weil ſie glaubten, ihre Herzen
Wären doch ihm offenbar.

Ja, ſie gaben, was ſie hatten,
Ihrer Seelen dunkle Kraft, —
Nährten, tränkten ihn, den Matten,
Froh mit ihres Herzbluts Saft.

Und er trank des Jünglings Qualen,
Trank des Mädchens keuſchen Traum,
Jugendglut aus vollen Schalen
Schlürfte er wie Rebenſchaum.

Wenn der fernen Sterne Funken
Blitzten durch die Dämmerung,
Tief geſättigt, zaubertrunken
Schritt er heimwärts, ſtark und jung.
Triumphierend, daß es beſſer
Leben, als zu ſterben ſei! —
Ja, er war ein Menſchenfreſſer! —
Und er wurde alt dabei.

Die Undankbaren

Manchmal iſt er ganz verſchollen
Und dann ſchmähen ſie ihn ſehr.
Alle, die was von ihm wollen,
Finden ſeine Hütte leer,
Stürzen jede hohle Flaſche:
Blieb ein Tropfen noch zurück?
Kratzen in der kalten Aſche
Ohne ſonderliches Glück.

Ach, dann iſt er bald vergeſſen
Und die Hütte ſteht verwaiſt,
Und ſie betteln unterdeſſen,
Wo der Geiſt ſie betteln heißt.
Bis man eines Abends wieder
Sieht der Lampe goldnen Schein:
Ruchlos glücklich, treu und bieder
Stellt ſich das Geſindel ein.

„Seid ihr da, ihr meine Kinder!
Ja, ich habe euch entbehrt.
Und ich weiß, ihr habt nicht minder
Euer Herz mit Salz genährt!“
Und dann humpelt er geſchäftig,
Bläſt die Glut an, deckt den Tiſch,
An dem Faſſe zapft er kräftig,
Und es duftet zauberiſch.

Freundlich laſſen ſie ſich atzen,
Während er vom Monde ſpricht.
Sitzen, glucken, ſchlingen, ſchmatzen:
Hunger iſt der Jugend Pflicht!
Doch er hebt in ſtummer Feier
Seinen Kelch zum Licht empor
Und lockt blaue Nebelſchleier
Aus dem ſchön beſchlag'nen Rohr.

„Ja, ich bin weit weggeweſen,“
Spricht er träumeriſch und nickt,

„Bei den Hindus und Chineſen
Hat man dieſen Bart erblickt,
Pries man dieſe weißen Haare,
Füllte dieſe welke Hand,
Als ich ſprach: Lebt wohl, ich fahre
Nun gen Abend in mein Land!

„Da ſind ſtarrende Gewänder,
Pantherfell und Bambusrohr,
Und da ſind beſtickte Bänder, —
Schmetterling und bunter Flor, —
Und hier iſt der Regenbogen,
Ach, die ſieben Farben ganz
Hingetropft und aufgeſogen,
Von der kühlen Steine Glanz.

„Perlen aus dem heißen Meere,
Deſſen Blau die Seele ſtillt,
Grauſe Waffen brauner Heere,
Teufelsmasken frech und wild . . .
Nun, was ſteht ihr ohne Töne,
Starrt den fremden Jahrmarkt an?
Nehmt und teilt euch, meine Söhne, —
Denn ich bin ein alter Mann.“ —

Sind das wohlerzog'ne Gäſte?
Ei, iſt das noch Lebensart?
Rauft man ſich gar um das Beſte?
Und er ſtreichelt ſeinen Bart,

Er entläßt die lieben Schreier,
Durch die Mondnacht tobt ihr Zank.
Aber eben, — junge Geier, —
Nun, — die ſingen nicht zum Dank!

Das wilde Mädel

Die dunkelen Wälder in Afrika heulen
Voll niemals gejagtem und edlem Getier.
Die Wildvölker fratzen mit Pfeilen und Keulen
Vor heimlichen Schätzen und Götzen der Gier. —
Ach könnt ich nur fahren, die Lande durchreiten,
In klirrenden Heerſcharen brauſen und ſtreiten!
Das Herz tut mir weh! —

Und kann ich die Welt nicht im Sturme durchfliegen,
Das Meer nicht durchjagen, nicht raſen und ſiegen —
Ich will einmal ſieben Jungens kriegen!
Die können das alles
Und mehr noch, juchhe!

Ha, wie ich ſie liebe, die ſieben Geſellen,
Die weiche, die neſtwarme unflügge Brut!
Doch in ihrem Herzen, da pochen die Quellen,
Bedrängt ſie mein heißes, mein ſehnliches Blut.
Sie taumeln vom Neſtrand, Gekreiſch und Geflatter,
Und endlich der Schwingen geſtähltes Geknatter:
O ſelige Welt! —

Vielleicht aber kriechen aus Wiege und Windel
Mir Schelme und Strolche und Lumpengeſindel,

Hat nie einer Arbeit, hat nie einer Geld . . .
Dann werd ich die uralte Räubermutter,
(Im Wald, in der Höhle die Räubermutter!)
Und hocke am Feuer und koch ihnen Futter
Sind doch ſieben Kerle!
Weil's mir ſo gefällt!

Abend auf dem Großstadtfriedhof

Am Abend, wenn es dämmert,
Die Glocke tönt, die Glocke gellt,
Die Glocke hetzt uud hämmert:
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein ſein! —

Es löſt ſich aus den Gräberreih'n,
Streicht zärtlich über kalten Stein,
Das liebe Leben flüſtert ſacht:
„Du lieber Tod, nun gute Nacht!"
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein ſein.

Verlaſſne Liebe geht voran.
Eng lehnt die Frau ſich an den Mann, —
O, ſchweres Herz, o, ſchwerer Schritt,
Kein Füßchen tanzt zur Seite mit . . .

Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein ſein!

Müd und gebückt auf ſeinen Stab
Das Alter ſchleicht von Grab zu Grab:
„Was treibſt du heut uns noch hinaus,
Sind morgen doch bei dir zuhaus!“
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein ſein!

Du offnes Tor, wer ſchließt dich zu?
Der hagre Torwart lehnt in Ruh,
Blickt jedem in das Angeſicht,
Und wen er ſah, vergißt er nicht.
Hinaus! Hinaus!
Hinaus! Hinaus!
Die Toten wollen,
Die Toten wollen,
Die Toten wollen allein ſein!

Und draußen ſchleift des Lebens Tanz,
Ein neues Lied, ein friſcher Kranz,

Wer weiß, vielleicht ein junges Glück, —
Das Tor fällt zu, — wer lauſcht zurück?
Die Toten wollen
Allein ſein . . .

Das Erlebnis des Edelknaben

Ein Bruchstück

. . . Der Alte hockt im Turme wie begraben,
Ihm ging der Takt der Stunden längst verloren, —
Sie sagten mir, er hätte einen Raben
Und einen Hund mit spitzen Ziegenohren.
Der Rabe schliefe tags, die Augen starrten
Ihm bläßlich, halbgeöffnet durch die Lider,
Weil sie wie Wächter auf den Abend harrten, —
Dann flög er aus mit schattendem Gefieder.

Den Köter leidet's nicht im Turmgemache,
Der trabt durchs Schloß auf krallenlosen Sohlen,
Vor dem Bankettsaal steht er heimlich Wache,
Legt zu des Königs Füßen sich verstohlen,
Fletscht seine Zähne, giftig wie ein Drache,
In seinen Augen lauern grüne Flammen . . .
Die drei Gesellen aus dem Turmgemache,
Greis, Hund und Raben, sah man nie zusammen.

Jüngst in der Dämmerung sah ich den Alten
Zum Strande hinken, vom Nordost umschnoben,
Straff wölbten sich des Mantels bunte Falten,
Sein Bart ward wie ein Fahnentuch gehoben.
Die Neugier saß in mir wie fressend Feuer,
So günstig hatte ich's noch nie getroffen:

Ich ſchlich hinauf, hintaſtend am Gemäuer,
Erſchauernd ſtand ich ſtill, — die Tür war offen.

Die Luft roch warm und ſüß. Die Ampel brannte.
Mit ſchweren Füßen ſtand ich auf der Schwelle.
Was weiß ich von dem Zauber, der mich bannte?
Ich wollte fliehn und kam nicht von der Stelle,
Ich wollte ſchrein, gelähmt war meine Kehle,
Ich keuchte qualvoll, wie vom Alp beſeſſen.
Ach, wem befahl ich meine arme Seele?
Der Namen heiligſte hatt ich vergeſſen.

Ich ſah, im Rauchfang hing ein toter Igel,
Seltſam Geräte lehnte an den Wänden,
Über dem Dreifuß brodelte ein Tiegel,
Den Blasbalg rührten unſichtbare Hände.
Mitunter pfiff er hölliſch, und dann ſchlüpften
Aus ihren Gläſern böſe Spinnendinger,
Die ganz verteufelt kicherten und hüpften
Und winkten mit verrenktem Kolbenfinger.

Ein ſpiegelnd Kleinod auf azurner Decke,
Ein Ding, gleich einem waſſerhellen Balle,
Lag ſanft erſtrahlend in der einen Ecke.
Wie Balſam floß das Licht aus dem Kriſtalle
In meine armen, ganz verſtörten Augen.
O, blauer Glanz, gefangnes Zauberfeuer!
Als wollt ich es in Hirn und Herz mir ſaugen,
Starrt ich hinein, und alles ſchien geheuer.

Und ich vergaß das Wundern, und ich spürte
Mein Blut melodisch auf und nieder steigen,
Ich war die Harfe, die ein Meister rührte,
Ich webte klingend mit im Weltenreigen,
Ich war nicht ich, — ich war in allen Dingen,
Ins Herz des Lebens sausend hingerissen,
Allgegenwart trug mich auf breiten Schwingen,
Und ohne Grenzen war mein Schaun und Wissen.

Ein Schatten vor dem Fenster, — Scheibenklirren.
Ich taumelte, — weh mir, nun kam der Rabe!
Und eine Stimme krächzt durchs Flügelschwirren:
„Macht der Kristall dich trunken, armer Knabe?"
War das der Rabe? Nein, da stand der Alte
Gebückt am Herd und schürte seine Kohlen,
Sodaß der Tiegel zischend überwallte, —
Sah mich nicht an und grinste doch verstohlen.

Sah mich nicht an und grinste, — und ein Grauen
Schob mich mit kalten Händen aus der Türe,
Nur Menschen! Einen Menschen wollt ich schauen,
Eh Satanas mit mir von hinnen führe!
Nur Menschen! Hohngelächter mir im Rücken, —
Und mir entgegen aus den hohlen Gängen
Trabt dieser Höllenhund mit grünen Blicken
Und keucht und läßt die rote Zunge hängen . . .

Der Kampf mit dem Fieberteufel

Rührt mich an und bleibt mir nah,
Laßt mich, laßt mich nicht allein!
Denn ich spüre, er ist da
Vor der Tür und will herein.
  Poch, poch, — poch, poch!
Schauer streifen, Schauer packen,
Schauer rütteln mein Gebein.

Ja, ich sehe, daß euch graut,
Weil er jetzt ins Zimmer glitt . . .
Leise, leise, — sprecht nicht laut,
Hört ihr nicht den raschen Tritt?
  Tapp, tapp, — tapp, tapp, —
Schneller atmen, — atmen, atmen —
Bringt er auch die Peitsche mit?

Habt Erbarmen, bleibt doch hier!
Ist er immer noch so heiß?
Weiß er immer noch von mir,
Was kein Mensch von mir doch weiß?
  Huit, huit, — huit, huit!
Pfeift und hetzt es, pfeift und hetzt es,
Wirbelt toll vor mir im Kreis.

Seid ihr mit in meinem Saal?
Hei, es tanzt sich gut darin!

Lichter flackern ohne Zahl,
Über Flammen tanz ich hin.
Rot, rot, — rot, rot, —
Funken sprühn von meinen Fingern, —
Fühlt ihr, daß ich Feuer bin?

Hört ihr nicht der Quelle Fall,
Lockend wie ein Zauberwort?
Becherläuten wie Kristall,
Regenrauschen fort und fort?
Tropf, tropf, — tropf, tropf, . . .
Aber meine Lippen brennen,
Und mein Leib ist ganz verdorrt. —

Starrt mich nicht so böse an,
Droht mir nicht so fürchterlich!
Ha, was will der Schattenmann,
Der da um mein Lager schlich?
Blut, Blut, — Blut, Blut!
Weg mit euren kalten Händen,
Morden, morden wollt ihr mich!

Habe ich euch schon erzählt,
Daß mein Herz ein Werwolf ist?
Andre Herzen jagt und quält
Und die Totgequälten frißt?!
Still, still, — still, still!
Keiner, keiner darf es wissen,
Weil er sonst es nie vergißt.

Wird mein Haupt jetzt kühl und leicht,
Geht mein Herz jetzt matt und leer?
Glaubt ihr es denn, daß er weicht?
Meine — Augen — ſind — ſo ſchwer.
Müd, müd, — — müd, müd . . .
Werd ich denn jetzt ſchlafen können?
Ach, ich wünſch es mir ſo ſehr! —

Der Geiſt des Schlafes

Tags im warmen Schoß der Erde
Lieg ich wie im Mutterleib,
Funkenſpiel auf ew'gem Herde
Iſt mein lieber Zeitvertreib,
Unſichtbare Quellen tropfen
Süßen Taktes ohne Ruh,
Hundert, hundert Pulſe klopfen, . . .
Und ich höre träumend zu.

Als der Dunkelheit Geſelle
Heb ich abends mich empor,
Sanft und ſauſend, flügelſchnelle
Brech ich aus der Nacht hervor.
Sehnſuchtsvoll mir hingegeben
Harrt die ganze müde Welt,
Und ich ſpüre, wie das Leben
Willig meiner Hand verfällt.

Fluch und Segen kann ich ſpenden,
Glücklich, wem ich hold geſinnt,
Weil er unter meinen Händen
Seine Seele neu gewinnt.
Aus der Erde Kraft geboren
Zwing ich das empörte Blut,
Jeder Schmerz gibt ſich verloren, —
Wen ich liebe, der hat's gut.

Doch die Liebſten will ich meiden.
Weint euch blind, ich bleibe fern,
Bis ihr rein geglüht im Leiden
Mich nur nennt als Heil und Stern,
Wenn ihr vor des Lebens Sonne
Nur nach mir in Qualen brennt,
Wenn ihr keine andre Wonne
Als die letzte Wonne kennt:

Sänftlich komm ich dann zu ſiegen,
O, wie gern fallt ihr mir zu!
Mir am Herzen ſollt ihr liegen, —
Kühles Herz und ew'ge Ruh.
Endlich, endlich ganz mein Eigen
Trage ich euch arm und bloß
Nieder in das ſel'ge Schweigen,
In der Mutter dunklen Schoß.

Karfreitags-Legende

Adam ſchläft im verſchütteten Felſengrab,
Tropfen rinnen wie Tränen die Wände herab,
Jahre rinnen wie Tropfen, tauſendmal modert das Laub, —
Der zum Tode Verfluchte ſchläft und zerfällt nicht zu Staub.

Zarte Wurzel dringt ein durch den Felſenſpalt,
Warm iſt die keimfrohe Erde, Adams Stirne iſt kalt.
„Adam," höhnt ihn die Erde, „iſt deine Seele bei dir?"
„Wehe," haucht und verweht es, „weh, ich bin immer noch hier . . ."

„Adam, denkſt du der frühen Verheißung noch?
Trägſt Jehovas Züge? Komm und regiere mich doch!
Die dich um Lenz und Sommer, Blüten und Ernte gebracht,
Adam, was hilft dir die Seele, nun in der ewigen Nacht?"

Flüche und Seufzer raunen dunkel um ihn,
Adams Söhne und Töchter weinen um ſich und um ihn:

„Erſtling du, aus dem Odem Gottes lebend entloht,
Fielſt und zogeſt uns fallend mit in den ewigen Tod . . .“

Adam ſchläft im verſchütteten Felſengrab, —
Tropfen rinnen wie Tränen die Wände herab;
Aber nicht eiſig wie ſonſt wolkenentſinkende Flut,
Sickert heut, einzeln und heiß, Tau aus lebendigem Blut.

Adams Seele bricht aus der Tiefe hervor,
Flammend ſteigt die erlöſte, ewige Blüte empor,
Staub wird der irdene Leib, ſelig der Seele beraubt:
Über dem Grab ſteht das Kreuz, Chriſtus neigt ſterbend ſein Haupt.

Der Schutzheilige

Als ich ihn auf Erden hatte,
Hieß er Bruder Candidus,
Schlief auf einer Binſenmatte,
Grüßte mit dem Friedenskuß,
Pilgernd ſchritt er auf Sandalen
Und die Kutte war beſtaubt,
Doch in einem Kranz von Strahlen
Stand ſein ſilberblondes Haupt.

Ob ihn alle lieben mußten,
Jeder hat ihn nicht erkannt,
Nur von uns, die wir es wußten,
Ward er Gottes Freund genannt.
Unſre Herzen zu entzünden,
Reiſte er von fern herbei:
Immer fand er uns in Sünden,
Immer ſprach ſein Mund uns frei.

Wenn er, als des Meiſters Bote,
Heil'ge Wandlungsworte ſprach
Und für uns die ſüßen Brote
Mit geweihten Händen brach,
Wenn wir dann mit ihm vereinigt
Knieten vor dem Hochaltar,
Sang ich ſelig und gereinigt,
Weil mein Herz in ſeinem war. — —

Lauter war er wie kriſtallen,
Sterbend ſtieg er auf ins Licht.
Mir, die ſtets aufs neu gefallen,
Ward die letzte Gnade nicht.
Von dem einen Leib geſchieden,
Ward ich wieder ausgeſandt,
Wandre, wandre ohne Frieden:
Jeder Leib ein Bußgewand!

Alſo hundertmal verſunken,
Immer wieder aufgetaucht, —
Jener Wonne letzte Funken
Glaubt die Seele längſt verbraucht.
Hat auf ihrer dunklen Reiſe
Hungernd oft zurückbegehrt, . . .
Sehnſucht iſt die einz'ge Speiſe,
Die ſich niemals ganz verzehrt.

Doch ſo lang ich meine Ketten
Trage, vieler Leben Laſt,
Komm ich, um mich ſelbſt zu retten,
Bei der fernſten Zeit zu Gaſt.
Und mein Herz von Blut und Tränen
Trunken, wie von jungem Wein,
Darf ſich frei und ſündlos wähnen,
Hält in ſeinem Taumel ein:

Denn *dann* ſpür ich im Getümmel
Seine Kraft wie ſtummes Glück,

Sein Gebet rauſcht durch die Himmel,
Niemals kehrt es leer zurück.
Ihm vertrau ich meine Schmerzen,
Der mich heilt und nie vergißt,
Weil er Gottes heil'gem Herzen
Näher als die Engel iſt. —

Zwiegeſpräch

„Wie blickſt du aus den Augen?
Deine Augen tun mir weh. —“
So blickten meine Väter auch,
Die fuhren auch zur See.

„Und blickſt du in die Weite,
Wenn ſchon dein Mund mich ſtreift,
Sag mir, warum deine Hand ſo hart
Um meine Schulter greift? —“

Meine Hand ſpann niemals Seide,
An Troſſen und an Tau,
Im Salzwind auf der wilden See
Ward meine Hand ſo rauh. —

„Woher die roten Narben
Auf deiner braunen Bruſt? —“
Die ſie mir ſchlugen, die ſind tot,
Sie haben ſterben gemußt. —

„So blutig ſind die Planken
Von meines Vaters Schiff . . .“
M e i n iſt es, ſeit ich geſtern
Das Steuer hier ergriff!

„Wo kam mein lieber Vater,
Wo meine Brüder hin? —“
Die See iſt tiefer als ein Grab,
Es ſchläft ſich gut darin. —

Und du ſollſt nicht mehr weinen,
Nicht fragen ſollſt du mich!
Laß weinen die Frauen von Roſtock,
Du aber küſſe mich!

Am Hafen

Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne.

Brenne aus, mein Licht, brenne aus, mein Licht!
Aber nur meine liebe Laterne nicht!

Meine Laterne iſt hübſch und fein,
Darum geh ich ganz allein.

Ganz allein iſt ungeſund, —
Meine Laterne iſt kugelrund.

Hamburg, Lübeck, Bremen,
Ich brauch mich nicht zu ſchämen!

Roſtocker Laternenlied.

Ach Mutter, frag mich doch nicht mehr:
„Wann gehſt du heute ſchlafen?“
Es kam ein Schiff von Schweden her,
Das liegt in unſrem Hafen. —
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne! —

Der ſchmale Wimpel zuckt und winkt
Im Mondlicht auf dem Maſte,
Der junge Schiffer ſitzt und trinkt, —
Wen lädt er wohl zu Gaſte? —
Brenn aus, mein Licht, brenn aus, mein Licht,
Aber nur meine liebe Laterne nicht!

Wenn ich des Nachts ſpazieren tu,
Muß ich durchs Fenſter ſteigen.
Meine Mutter ſchließt die Türe zu,
Meine Mutter iſt ſo eigen. —
Meine Laterne iſt hübſch und fein,
Darum geh ich ganz allein. —

Wo bläſt der ſchlimme Wind dich hin?
Er bläſt von Oſt nach Weſten,
Warum ich jetzt ſo traurig bin,
Du weißt es ſelbſt am beſten! —
Ganz allein iſt ungeſund, —
Meine Laterne iſt kugelrund . . .

Doch wenn der Schiffer zu Waſſer geht,
Die Gaſſe heißt „Kehrwieder"!
Hat dich der Wind von dann' geweht,
Bringt dich der Wind auch wieder! —
Hamburg, Lübeck, Bremen,
Ich brauch mich nicht zu ſchämen! —

Und wenn der Schiffer von Holland kommt,
Dann wird das Mädel lachen!
Und wenn der Schiffer von Holland kommt,
Dann will er Hochzeit machen! —
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne! —

Die beiden Sänger

O, wie ſchön ſingt Herr Horand, —
Sprach Thyrrel, der ſelber ſang.
Hör ich Herrn Horand ſingen, —
Sprach Thyrrel, — das Herz wird mir bang!
Es weiß eine fremde Seele
Von meiner verborgenſten Luſt,
Es raubt eine fremde Kehle
Mir Klagen aus heimlichſter Bruſt. —
Horand, Horand, dich zu kennen,
Liebſten Bruder dich zu nennen,
Hab ich Lied um Lied entſandt.
Meine Saiten mögen ſpringen,
Wer darf neben Horand ſingen?
Lauſchen will ich unverwandt.

— — — — — — — — — — — —

Muß er denn immer ſingen! —
Sprach Thyrrel, der ſelber ſang.
Soll ſeinen Liedern gelingen, —
Sprach Thyrrel, — was mir nicht gelang?
Mir ſchlagen die ſanfteſten Lieder
Wie Kampfruf ans lauernde Ohr,
Es fährt mit geſträubtem Gefieder
Die Antwort ins Blaue empor:

Warum ſingſt du ſo gelaſſen?
Horand, Thyrrel muß dich haſſen,
Alles andre iſt nur Spiel!
Weſſen ſind die ſtärkſten Schwingen?
Wer darf neben Thyrrel ſingen?
Welcher Pfeil gewinnt das Ziel?!

Leben

Horand ritt in den Morgen
Und ſang ein wunderſchönes Lied,
Horand ſang in den Morgen
Seines wunderſchönen Namens Lied:
Horand im Himmel,
Horand auf Erden!
Sonne, was koſtet es
König zu werden?
Horand, — Horand,
Horand iſt jung.

Horand ritt in den Mittag,
Hör, was ſingt ihm die Welt für ein Lied?
Horand hörte am Mittag
Überall ſeines Namens Lied:
Horand in Schlachten,
Leitſtern der Krieger,
Horand im Sturme,
Horand, der Sieger . . .
Horand, — Horand,
Horand iſt groß!

Horand ritt in den Abend,
Singe doch, Horand, ſinge dein Lied!
Horand ritt in den Abend,
Vor ihm, vor ihm lockte ein Lied.

Stumm und verſunken
Freuden und Schmerzen,
Hinter ihm Schweigen,
Schweigen im Herzen, —
Horand, — Horand, —
Sang nur der Tod.

Der grüne Bruder

Sie holte behutſam aus eichener Truh
Den Zierat an ſchimmernden Fäden,
Sie riegelte leiſe die Türe zu
Und ſchloß an den Fenſtern die Läden.
Voll Duft und Wärme der kleine Raum, —
Und da war ſie allein mit dem Tannenbaum.

Sie kreuzte die Arme, ſie beugte das Knie, —
Der Baum ſtand in Anmut und Schweigen, —
Viel heimliche Dinge redete ſie
Und ſie barg ihr Haupt in den Zweigen:
„So freundlich kamſt du in meine Gewalt,
Sei gegrüßt, du mein grüner Bruder vom Wald!“

Sie ſaß ſehr lange und ſah ihn an,
Und ſie ſprachen von Sommertagen,
Und als ſie ſich endlich erhob und beſann,
Da fing ihr das Herz an zu klagen,
Es war ihr zumut, als verginge ſie ſich:
„Nun lege ich meine Hände an dich . . .“

Da nahm ſie Silber, da nahm ſie Gold
Und ließ keine Müh ſich gereuen,
Sie wußte wohl, die Stunde war hold,
Und konnte ſich doch nicht freuen.
Er ſtand im Glanze, er ſchimmerte ſehr, —
Er war der grüne Bruder nicht mehr . . .

Stimmen über den Wolken

1813—1913

Bruder, hörſt du die Raben ſchrein? —
Blaſe, Trompeter, blaſe! —
Bruder, ſiehſt du den Flammenſchein? —
Trommler, du darfſt nicht ruhn! —
Die Wolken unter uns ſind rot,
Rot wie der Tod, wie unſer Tod, —
Und unten ſingen ſie.
Sie feiern unſren Sterbemut,
Berauſchen ſich an unſrem Blut . . .
Aber wer
Zöge heut mit in unſrem Heer? —

Bruder, lauſche du nicht hinab!
Vor uns iſt der Feind.
Längſt ruhn und ſchlafen ſie im Grab,
Die einſt um uns geweint.
Aber wir fahren ſchon hundert Jahr,
Hundert Jahr,
Immer wieder Schar gegen Schar,
Wenn der Tag gekommen iſt.
Mann gegen Mann, Tod gegen Tod, — —
Sie feiern, aus unſrem Blut wuchs Brot, —
Aber wer? Wer?
Zöge heut mit in unſrem Heer?

Die alten Könige

Im Herbſtſturm dröhnt es tönend und hohl,
Als riefe ein Mann in den Schild,
Die alten Eichen hören es wohl
Und rauſchen es traurig und wild.
Vom Horſte löſt ſich die flügge Brut
Und kreiſcht in das Wipfelwehn:
Die alten Könige tun ſehr gut,
Sehr gut, jetzt ſchlafen zu gehn!

Sitzt einer müde auf goldenem Thron
Und lauſcht in den gellenden Tag,
Die Lieder klingen alle wie Hohn,
Und jedes Wort iſt ein Schlag.
Sie ſogen ſein Mark, ſie tranken ſein Blut,
Sie wollen ihn nicht mehr ſehn:
Die alten Könige tun ſehr gut,
Sehr gut, jetzt ſchlafen zu gehn.

Ein greiſer Held, der zu reiten begehrt,
Wenn die Schlacht übers Blachfeld brauſt, —
Doch dem grauen Mann zieht das treuloſe Schwert
Hinunter die zitternde Fauſt.
Er wendet ſtille mit ſchwerem Mut,
Er muß das Raunen verſtehn:
Die alten Könige tun ſehr gut,
Sehr gut, jetzt ſchlafen zu gehn . . .

Die junge Zeit bringt die Toten zu Grab
Und prunkt und feiert dabei,
Die junge Zeit nimmt den Herrſcherſtab
Und ruft die Erben herbei.
Die nahn ſich lauernd in Neid und Wut, —
Er braucht es nicht mehr zu ſehn, —
Die alten Könige tun ſehr gut,
Sehr gut, jetzt ſchlafen zu gehn! —

Der ſterbende Tänzer

Florentin, der längſt vergeßne, —
Ach, wer tanzte je ſo göttlich,
Als der wirbelwindbeſeßne,
Der im Rhythmus unerſättlich? —
Florentin in ſeiner Kammer
Hauſt er, wie ein Tier verkrochen,
Mit ſich ſelbſt und ſeinem Jammer,
Todverſehrt bis auf die Knochen.

Ach, gelähmt am kalten Herde
Liegt er, um das Glück zu büßen,
Daß er tanzend einſt die Erde
Von ſich ſtieß mit ſchnellen Füßen,
Sich im Spiele ganz verlierend,
Einzig ſich dem Schwunge ſchenkend,
Ob des Körpers triumphierend
Und der Schwere niemals denkend.

Weh, er haßt ſie jetzt wie Ketten:
Hände, die ſich ſchlaff entgleiten,
Nicht mehr mit den Kaſtagnetten
Feurig jeden Takt begleiten;
Ach, und ſind das ſeine Beine,
Die da unten, ſchwer wie Säcke,
Unbeweglich, taub wie Steine
Ruhen unter ſeiner Decke?! —

Sommernacht. Der Lampen Leuchten
Hat der blaue Mond bezwungen.
Florentin ruht tief mit feuchten
Kalten Wangen, ſchlafdurchdrungen.
Atemloſe Dumpfheit laſtet
Von der Kammer ſchrägen Wänden,
Und der zage Mondſchein taſtet
Nach des Kranken blaſſen Händen.

Warum ſtöhnt er und was wühlt er
Tief das Haupt zurück ins Kiſſen?
Selbſt im Traum ſein Elend fühlt er,
Fühlt von Qualen ſich zerriſſen.
Oder ahnt er, wer im Schatten
Zu des Bettes Füßen kauert,
Wie ein Tiger auf den matten
Leib, den aufgegebnen, lauert?

Doch nun taucht empor das bleiche,
Geiſterhafte Haupt vom Pfühle,
Starrt zum Mond, das marmorgleiche,
Lächelt irr, das ſteineskühle.
Ein Gerufner ſitzt und lauſcht er,
Reckt die Arme, nackt und hager,
Taumelnd wie ein Schwerberauſchter
Gleitet willig er vom Lager.

Florentin, du kannſt nicht ſtehen,
Wie ein Klotz drei Jahre lagſt du!
Florentin, du kannſt nicht gehen,
Armer Krüppel, weh, was wagſt du!
Wacht denn keiner, um den Kranken
Zu bewältigen, den Tollen!?
Denn nun wird er auf die blanken,
Mondverhexten Dächer wollen!

Und den roſtgen Riegel löſt er,
Klirrend öffnen ſich die Scheiben,
Wie ein durſt'ger Schwimmer ſtößt er
In die Flut und läßt ſich treiben,
Denn wie Flut umbrauſt ihn eine
Tanzmuſik aus fernen Sphären,
Und er tanzt im Mondenſcheine,
Um ſich tanzend zu verklären.

Das iſt nicht vom Tod, dem Sieger,
Der lebendig ſchon Begrabne!
Ohne Flügel iſt's der Flieger,
Über ſeinen Leib Erhabne!
Sieh den Sturm ſein Haupthaar ſchwellen,
Sieh ihn ſchweben, losgelaſſen!
Sinken, um emporzuſchnellen,
Nie, den Boden feſt zu faſſen!

Nun im Wirbel ſieh ihn gleiten,
Rhythmiſch ſeine Arme wogen,
Brünſtig dem Geſtirn ſich breiten,
Das ihn aus der Nacht gezogen.
Silbern ſchwebt er ſelbſt im Raume
Hat das Haupt verzückt erhoben,
An der Erde letztem Saume
Taſtet er wie blind nach oben . . .

„Florentin!“ — Ein gelles Rufen
Weckt ihn, um ſich ſelbſt zu ſchauen,
Reißt ihn rückwärts von den Stufen,
Die ſich zu den Sternen bauen . . .
Ihn? Ach nein, er läßt nur fallen,
Das, was längſt zu ſchwer geworden,
Um befreit emporzuwallen
Mit den ewigen Akkorden.

Gevatter Tod

Sie hörten nicht, was der fremde Gaſt
Zu dem kranken Weibe ſagte,
Sie ſahn, wie ſein Schatten, geſpenſtiſch faſt,
Zu Häupten des Bettes ragte, —
Er ſelbſt aber ſtand an des Bettes Fuß
Und ſprach: „Ich bin da, du ſollſt kommen!“
Und das kranke Weib hob die Hände zum Gruß,
Sie ſah ihn, ſie hatte vernommen . . .

Der Gatte ſtand wie ein Trunkener auf,
Ihm wollte das Herzblut gerinnen:
„Den Buben geb ich dir mit in den Kauf,
Da nimm ihn dir!“ rief er von Sinnen.
Der Fremde nickte gelaſſen und bleich
Und ſagte: „W e n n ich ihn nähme,
Willſt du, daß die Mutter im Himmelreich
Des heidniſchen Kindleins ſich ſchäme?“

Die Wehmutter duckte ſich ſcheu, als der Mann
Nun weiß durch die Dämmerung grinſte
Und ſagte: „Zünde die Kerzen nur an,
Ich weiß, du haſt mancherlei Künſte.“
Sie murmelte: „Alles zu ſeiner Zeit,
Hier geht es ums ewige Leben . . .“
Sie holte die Kerze, vom Prieſter geweiht,
Und legte die Bibel daneben.

Dem Witwer wollten die Sinne vergehn:
„Der Herr hat ein zartes Gewiſſen!
Wohlan, ſo mag er Gevatter ſtehn!“
Und er riß das Kind aus den Kiſſen.
Da trat der Fremde ernſthaft heran
Und nahm es mit Schweigen entgegen,
Er ſah auf das Kind, und das Kind ſah ihn an,
Und die Alte ſprach haſtig den Segen.

Sie netzte das kleine Haupt und ſang
Uralte Worte darüber,
Des dreimal heiligen Namens Klang
Zog flügelrauſchend vorüber . . .
Und der Vater, der eben ſein Kindlein verſtieß,
Er kniete und ſchrie: „Hab Erbarmen!“
Und der Tod grinſte arm und ſeltſam und ließ
Das lebende Kind aus den Armen.

Schlafengehen

Mein Kind, mein liebes Kind, wach auf,
Ich halte ja deine Hände,
Ach, hör und tu deine Augen auf,
Dann hat der Traum ein Ende! —

Die Tochter ſprach: „Was weckſt du mich?
Was ſcheuchſt du mir den Schlummer?
Ich ſchlief ſo tief, und mein Herz ſchlief auch,
Und die Sehnſucht ſchlief und der Kummer . . .“

Du ſtöhnteſt ſo ſehr, mein liebes Kind,
Nicht länger konnt ich es hören,
Ich meinte, ich könnte mit ſanfter Hand
Den Traum und die Qual dir zerſtören.

„Ach, liebe Mutter, ich träumte wohl nicht,
Ich bin ſo gewohnt zu weinen,
So gewohnt, wie die Wolke zu regnen iſt,
Wie die Sonne am Himmel zu ſcheinen.

Doch leg mir die Hand auf mein wildes Herz, —
Ach, Mutter, fühlſt du ſein Schlagen?
Ich habe an meinem Herzen mich müd,
So müde zum Sterben getragen . . .“

Und biſt du müde zum Sterben, mein Kind,
So laß uns doch ſchlafen gehen, —
Deine Mutter iſt grau, deine Mutter iſt alt,
Sie will keine Tränen mehr ſehen. —

Abel tanzt

Abel tanzt einen traurigen Tanz,
Abel tanzt einen traurigen Tanz, —
Kleine Abel wer ſpielt dir auf?
Der Wind, wenn der Mond durch die Blätter ſcheint,
Das Waſſer im Wald, das die Nacht durchweint,
Die ſpielen Abel auf.

Abel tanzt einen traurigen Tanz,
Abel tanzt einen traurigen Tanz, —
Kleine Abel, wer ſieht dir zu?
Die weite Wieſe iſt grau und leer,
Des Tages Blumen nicken ſchwer,
Der Liebſte ſchläft in Ruh.

Abel tanzt einen traurigen Tanz,
Abel tanzt einen traurigen Tanz, —
Kleine Abel, und wer tanzt mit?
Der Tänzer iſt ſo kalt und weiß,
Und Abel iſt doch jung und heiß, —
Ach, Abel, wer tanzt mit!

Der Königsſohn betet zur Sonne

O, Tod im Leben! Dumpfes Müdewerden!
Du ſtarke Sonne, laß mich nicht verſinken!
Gib Ritt um Ritt auf wilden jungen Pferden,
Laß mich aus aller Länder Ströme trinken! —

Du ſtarke Sonne, laß ein klares Feuer
In meinen Adern wallend mich durchglühen,
Mein Leben ſei wie Tanz in hoher Feier,
Kein ſchleichend Wühlen, kein im Staube Mühen. —

Kampf ſei mein Leben! Kampf mit heißen Waffen!
Laß Funken unter meinem Schwerte regnen,
Und Flammen keimen, — oh, ſo laß mich ſchaffen,
Laß mich mein Land mit Licht und Feuer ſegnen!

Junitanzlied

Sie mag der Roſen warten
Mit ihrer weißen Hand
In ihrem Blumengarten,
Der liegt am Wegesrand:
Brombeeren ranken blütenweiß,
Die Luft iſt ſüß und ſonnenheiß
Und klingend wie von Geigen.

Die Roſen will ſie flechten
Wohl in ihr blondes Haar,
Sie tanzt in allen Nächten,
Die ſind nun warm und klar,
Die ſind nun klar von Mondenſchein
Und machen froh wie goldner Wein,
Und alle Geigen klingen.

In kühlen Morgenfrühen,
Wenn ſie vom Schlaf erwacht,
In ihrem Herzen blühen
Die Träume holder Nacht, —
Doch eh ſie lächelnd ſich beſinnt,
Verwehen ſie im Morgenwind —
Und klingen wie von Geigen.

In memoriam

In dem Garten ihrer Jugend
Blühten Roſen ohne Zahl,
Und, bekränzt im Glanz der Kerzen,
Schritt ſie durch den bunten Saal.
Wer ſie anſah, wurde heimlich
Tief und wehmutsvoll beglückt,
Aber ihre Augen blieben
Dunkel und dem Tag entrückt.

Ach, wie kam es, daß ſie niemals
Frieden und Genüge fand?
Lag des Lebens holde Fülle
Nicht bereit für ihre Hand?
Ihre Wünſche, die ſie immer
Jeder Hoffnung keuſch entwöhnt,
Wurden mit dem Sternenreifen
Der Erfüllung früh gekrönt.

Doch, ob hundertfach geſegnet,
Blieb ſie blaß und heimwehkrank,
Weil der letzte Wunſch der Wünſche
Nacht für Nacht ihr Herzblut trank:
Immer dachte ſie des Landes
Ferne hinterm Abendrot,
Und das Leben ward wie Schatten, —
Denn das ferne Land hieß: Tod.

Als das ſchwere Kleid der Erde
Endlich von ihr niederfiel,
O, wie tanzte ihre Seele,
Sterben war ein ſüßes Spiel!
Gut und ſelig ſchien das Leben,
Da es dieſen Preis erwarb,
Und wie Morgenſonnenglänzen
War ihr Lächeln, als ſie ſtarb.

Schickſal

Zu ſeiner heil'gen Einſamkeit
Ward dir vom Tod in dunklen Stunden
Sehr früh das junge Herz geweiht.

Doch heimlich trugſt du deine Wunden
Und ſchritteſt lenzberauſcht hinab,
Die Stirn von Maiengrün umwunden

Und in der Hand den Thyrſosſtab.
Das Leben brauſte dir entgegen,
Seitab, vergeſſen lag das Grab.

An eines fremden Herzens Schlägen
Bemaßeſt du den goldnen Tag
Und gingſt verirrt auf hellen Wegen.

Wer deine Augen ſah, erſchrak,
Weil tief in ihnen, nachtgeboren
Der Schatten deiner Heimat lag.

Und was du dir zur Luſt erkoren
Entglitt, noch kaum von dir berührt,
Und ging ſo ſeltſam weh verloren . . .

Der Opferrauch ſtieg, aufgeſchürt
Von deinen ungeduld'gen Händen, —
Allein der Gott blieb ungerührt.

Da legteſt du als letzte Spenden
Das Pantherfell, den wilden Kranz
Still nieder an des Tempels Wänden

Und ſchritteſt ſtumm aus Glück und Glanz.
O, armes, hoffnungsbanges Schweigen ...
Doch niemand hielt dich feſt im Tanz,

Und hinter dir ſchloß ſich der Reigen.

Vor der Ausfahrt . . .

„Ich aber bin gewaltig und sehr schön,“
So sang das Schiff und sonnte seinen Rücken
Und wiegte seine Flanken mit Gestöhn, —
„Ich bändige das Meer und seine Tücken . . .“

Und es warf Rauch und Feuer aus und schrie:
„Ich fahre nachts in meinem eignen Glanze!“
Und schnob sein Lied, hoffärtig wie noch nie:
„Ihr müßt mich sehn, ich fliege und ich tanze,

Und tausend Seelen führe ich als Fracht . . .“
Ein Seufzen strich aus unsichtbaren Kehlen,
Und Hohngelächter kam von Mitternacht,
Tod lockte hungrig, grinsend: „Seelen, Seelen . . .“

Es spiegelte den eitlen Bauch, um schwer
Und selig von sich selbst berauscht zu schwanken,
Und Demut heuchelnd murmelte das Meer
Und duckte sich und leckte ihm die Flanken . . .

Abend und Morgen

Ich ſchreite um Mitternacht
Hinunter die hallenden Stufen,
Mich hat aus dem dunkelen Schacht
Die ewige Stimme gerufen.
Ich komme elend genug,
Weiß nichts von Heimat und Eigen,
Und trage den leeren Krug
Hinunter in Demut und Schweigen . . .

Ich ſteige beim Morgenrot
Hinauf die erklingenden Stufen,
Des Traumes Fackel verloht,
Der junge Tag hat gerufen.
Ich trank mir Leben genug,
Um ſelig neu zu verſchwenden,
Und trage den vollen Krug,
Empor in geſegneten Händen.

Sternenglaube

Seltſam wirkt der Sterne Walten
Über unſern dunklen Wegen,
Ihren ſchweigenden Gewalten
Mußt du ſtill ans Herz dich legen.

Mußt getroſt im Schatten wandern,
Wenn dein Glück ſich ſtumm verſchleiert
Und die Welt das Feſt der andern
Unbekümmert weiter feiert.

Nach dem Takt der ew'gen Runde
Wandelt das Geſchick im Tanze.
Unbewußt iſt dir die Stunde:
Plötzlich liegt die Welt im Glanze.

Troſt

Ein Tag iſt gut für viele Tage,
Und eine Mondnacht, die das Herz
Dir löſt in Traum und ſanfter Klage
Zu lang entbehrtem ſüßem Schmerz,
Iſt wert der hundert kranken Stunden
Und aller Kerkernächte Laſt,
Da du zerbrochen und gebunden
Der Jugend ganz vergeſſen haſt.

Heimweh

Irgendwo am Wegesrand
Muß doch meine Heimat liegen,
Irgendwo auch warteſt du,
Um mich in den Schlaf zu wiegen,
Und ich weiß, in deiner Hut
Schlief es ſich ſehr tief und gut,
Liebe Mutter!

Manchmal, wie vom Glück gegrüßt,
Schreck ich auf mit ſüßem Bangen, —
Bin ich nicht denſelben Weg
Einſt an deiner Hand gegangen?
Rundet heimlich ſich ein Kreis?
Ach, daß ich das Ziel nicht weiß,
Liebe Mutter!

Komm, ach komm zu deinem Kind,
Gib mir deine kühlen Hände,
Weil ich arm und müde bin,
Und der Weg nimmt nie ein Ende, —
Wandern ſoll ich immerzu, —
Sing mir du mein Herz zur Ruh,
Liebe Mutter!

Uralt

Das Meer hat mich zur Welt gebracht,
Nun brauſt es fremd und kennt mich nicht,
Ich aber lauſche, wenn es wacht
Und mit den Sternen ſich beſpricht.

Das Meer iſt wie die Sterne alt,
Und ich bin auch ſo alt wie ſie.
Ich wechſle ewig die Geſtalt, —
Sie aber wandelten ſich nie.

Zwiſchen den Jahren

Das war die Stimme der heiligen Mitternacht
zwiſchen den Jahren:
Dröhnender Tritt unendlicher reiſiger Scharen,
Feldgeſchrei und Geklirr, Schlachtruf aus brauſenden
Lüften,
Antwortruf dumpf und tief im Land aus vergeſſenen
Grüften,
Donnernde Brandung, Geheul, Krachen verſinkender
Schiffe,
Wie ein Geſchütz brüllte hohl die See um die wan-
kenden Riffe . . .
Stimmen, als ob der Herr ſein Volk vor den Richt-
ſtuhl beſchiede,
Jede Glocke ſchrie Sturm, nicht eine Glocke ſang:
Friede! —

Krieg

Er ging, ein müdgeſpielter Rieſe,
Er ſchlief, und wir vergaßen ihn
Und ſahn nur manchmal wie im Traume
Um ſeinen Berg die Raben ziehn.

Nun flammen nächtlich fremde Sterne
Am ſchwarzen Himmel furchtbar auf,
Die Erde bebt, die Städte wanken,
Wie Blut ſchwimmt's in der Flüſſe Lauf.

Nun ſteht er auf im Wetterdröhnen,
Der, ſeit wir denken können, ſchwieg,
Vor dem uns graut, den wir erſehnen —
Wie wirſt du uns erfinden, Krieg?

Reiten

Warum das iſt, daß ich nur reiten möchte,
Und immer reiten, wenn mein Herz die Laſt
Von Trauer oder von Erwartung trägt?
Als ob nur dies mir wieder Frieden brächte,
Daß meine Hand die ſpröde Mähne faßt
Und mir der Sturm hart in die Augen ſchlägt.

Warum das iſt, — daß ich die Luſt ſo ahne!
Im Traum ſitz ich geduckt auf meinem Gaul,
Sein Atem wölkt mir dampfend ums Geſicht,
Sein Schweif fegt hinter uns wie eine Fahne,
Der Schaum flockt blühendweiß ihm um das Maul, —
Nur fern, am Rand der Erde iſt noch Licht . . .

Vor tauſend Jahren wie das wilde Wetter
Brach ich ins Land mit meiner Roſſe Schar, —
Wir hatten Rußlands Steppen abgegraſt, —
Wie eine braune Wolke mit Geſchmetter
So kam ich voller Schlachten und Gefahr
Herbduftend mit dem Oſtwind angeraſt.

Da hatt ich Pferd im Blut und in der Kehle
Und ſchlief ſo wie mein Pferd und ſchnob und ſchrie
Gleich ihm in Angſt und Brunſt und ſchneller Luſt.
Und das träumt immer noch in meiner Seele,
Und danach ſeufzt ſie und vergißt es nie
Als einen Zauber, drum ſie einſt gewußt. —

Dunkle Tage

1

Gewitter ſtürzten die ganze Nacht
Auf die dürſtenden Gärten nieder,
Und als die Morgenſonne kam,
Da ſtand die Welt in Flieder.

Da tat ein Glück die Augen auf, —
Ganz leiſe ging die Wiege, —
Die Mutter lag ſo ſüß befreit,
So ſtill nach hartem Siege.

Doch als des Tages goldner Strom
Dem Abend näher rauſchte,
Da ſtand ein dunkler Bote ſtumm
An ihrer Tür und lauſchte . . .

2

Sie ſollte gehn und wandern,
Ihr Herz war ganz bereit,
Zerſchlagen von vielen Schmerzen
Und müde vor der Zeit.

Von allen lieben Händen
War keine, die ſie hielt,
Sie hatte ſchon im Traume
Mit Sternen und Engeln geſpielt . . .

Sie hörte Stimmen rufen,
Es ließ ihr keine Ruh,
Sie trieb auf dunklen Fluten
Den ewgen Waſſern zu. —

Der ſüße Schlaf

Das Kind war ſchlafen gegangen,
Still ward es auf Flur und Treppen.
Es ſchlurfte und rauſchte zur Türe hinaus,
Pantoffeln und ſeidene Schleppen,
Dazwiſchen war es wie Hufgeſtampf
Und ſilberne Glöckchen zu hören, . . .
Denn die Märchen mußten alle hinaus,
Um den ſüßen Schlaf nicht zu ſtören.

Der ſüße Schlaf kam ſo leiſe herein
Über heimliche Schwellen und Stufen,
Der ſüße Schlaf nahm das Kind bei der Hand
Und hat es bei Namen gerufen.
Er wußte von Drachen und Zwergen nichts
Und von Königsſöhnen und Rieſen, —
Nur den Mondſchein ließ er zum Fenſter herein
Und den Duft von den blühenden Wieſen.

Ein Lied der Pilger in der Wüſte

Wenn wir überwunden haben,
O, dann biſt du wieder nah,
Heilger Brunnen, uns zu laben,
Unerſchöpflich biſt du da!
Kühle Flut, nicht auszumeſſen,
Schmachtend trinken wir uns ſatt,
Und die Seele ſoll vergeſſen,
Wie ſie einſt gedürſtet hat.

Die wir einer in des andern
Schatten durch die Wüſte gehn,
Gleich verdorrten Blättern wandern,
Nichts als Sand und Sonne ſehn:
Unabläſſig quillt indeſſen
Fern der Brunnen, rauſcht und klingt,
Laß, o, laß uns nicht vergeſſen,
Daß die Qual uns zu ihm bringt.

Graue Tage

Wie graue Bettler ſchleichen dieſe Tage
Mit leeren Händen über meine Schwelle
Und ſehn mich an bei jedem Stundenſchlage
Und zögern bis zur letzten trüben Helle —
Und warten mit geduldiger Gebärde,
Ob ich ſie nicht mit Segen füllen werde.

Und wenn ſie ſtill von meiner Türe weichen,
Gehn ſie dahin und werden Gottes Knechte,
Um mir den tränenbittren Kelch zu reichen
Im Schatten ferner, todesdunkler Nächte:
Weil ich ſie gehn hieß ohne eine Gabe,
Weil ich ſie arm und leer gelaſſen habe. —

Schwerer Traum

Die Nacht macht meine Augen blind,
Die Nacht hält meine Hände feſt, —
Die Nacht iſt grauſam, weil ſie mich
In dunkler Angſt ſo einſam läßt.

Mir war, als hört ich Saitenſpiel,
Die Luft erbebte, wie vom Tanz,
Und Blüten fielen ohne Zahl
Aus einem vollen Mädchenkranz . . .

Die Nacht iſt ſtumm und gnadenlos,
Vor meinem Fenſter weint der Wind, —
Mit dunklen Ängſten kämpft mein Herz
Um deine Seele, armes Kind.

Der müde Wandrer

Weil ich immer lauſchen mußte
Und in jedem fernen Sang
Einen Ruf zu hören wußte,
Der mich hold zu folgen zwang, —
Weil ich ohne Weg und Steg
Meiner Sehnſucht nachgegangen,
Hab ich mich ſo tief verirrt,
Und ich fühle nun mit Bangen,
Daß es Abend um mich wird.

Heil'ge Nacht, ſo ſei mir gnädig,
Nimm mein Haupt in deinen Schoß,
Mach mich meiner Sorgen ledig,
Wandle ſanft in Traum mein Los.
Du biſt gut, ach, du biſt ſtill,
Und du wirſt mich ſchlafen laſſen,
Weil ich doch ſo müde bin.
Fern erſtirbt das Lied der Gaſſen,
Und ich höre nicht mehr hin . . .

Waldſchreck

Um Mittag ward es auf einmal ſtille und kalt,
Rieſige Wolkenſchatten rannten ſtumm durch den Wald,
Die kahlen Bäume ſahen uns nicht mehr an,
Wachholder hockte verzwergt, bucklig lauernder Mann,
Buchenſtämme ſtanden ſchaurig und ſchiefern,
Schuppenechſen ſchliefen am Wege, behauene Kiefern, —
Meiſen verſchollen, — kein Ruf, — nirgends ein Vogel im Wald.

Und da fühlt ich die kleine Hand bebend in meiner.
„Mutter," ſagte es bang, „warum begegnet uns keiner?"
Und da liefen wir fort vor unſren eigenen Schritten,
Aber viel ſchneller als wir kam's durch die Wipfel geritten,
Knarrte, lachte und ſchrie, lärmte mit krachdürren Stöcken,
Packte ins flatternde Haar, zauſte an fliegenden Röcken, —
Tauſend raſchelnde Füße kamen bang und entſetzt, —
Doch wir blickten nicht um, — mit uns zu Tale gehetzt. —

Städte auf Erden

Hier iſt nicht eine Stunde ohne den Schrei des Gebärens, —
Es keucht zuſammen in ein namenloſes Geſchrei, —
Nicht eine ohne das Lächeln heißen Gewährens,
Und keine wandelt ohne Empfängnis vorbei.
Für jede Knoſpe, die ſpringt, ſinkt ein vertrocknetes Blatt,
Trinkt ſich der Tod an den Seufzern der Sterbenden ſatt.

Tauſend Kinder ſpielen in dröhnenden Straßen,
Wachſen und wiſſen nichts von deiner wahren Geſtalt,
Weil ihre Eltern zuvor dich und dein Antlitz vergaßen,
Reifendes Feld, Wieſen, raunenden Wald.
Nur auf dem Friedhof, im Park liegſt du verſchmachtet und grau,
Drängſt, ohne Schämen und krank, offene Wunden zur Schau.

Erde, und doch ſind ſie dein, du lebſt in den ſteinernen Städten,
Dennoch entwachſen ſie dir, wurzelnd wie Ähre und Baum.

Müſſen die heimlichſte Kraft dir aus der Tiefe entketten,
Atmen dein innerſtes Herz flammend empor in den Raum.
Wer ihnen opfernd ſich naht, wird ergriffen und wirbelnd verbraucht,
Bis auf dem ewigen Herd er wie ein Gluthauch verraucht. —

Den Schlaf zu bannen

Nachts iſt das Leben in der großen Stadt
Ein wildes Tier, das ſich gefangen hat,
In blinder Angſt nach einem Ausweg ſucht,
Die Finſternis verdammt, der Stille flucht.
Auf meinem Lager flirrt der irre Schein
Der Straßenlampe, wüſte Stimmen ſchrein, —
Den Schlaf zu bannen, der verwundet flieht,
Bete ich heimlich ein Lied, mein Schlummerlied:

Ferne im Land ſteigt der Mond hinter den Wäldern herauf,
Keine Stimme iſt wach, als des Fluſſes verſchlafener Lauf,
Zwiſchen dem blühenden Korn ziehn die Straßen ſchimmernd und leer, —
Über dem Land ſchwebt mein Herz, lautloſer Vogel, einher.

Lautloſer Vogel, mein Herz, ſehnſüchtig biſt du entſandt,
Trinke das einſame Glück, trinke die Stille im Land,
Bis du mir, trunken und ſchwer von den heiligen Wundern der Nacht,
Auf deinen Schwingen des Schlafs ſeliges Labſal gebracht.

Der verlorene Garten

Ach, jener ferne Garten,
Den ich nicht wieder fand!
Nun muß er auf mich warten,
Sein Sehnen ſtreicht durchs Land.
Das pocht an meinen Schlummer
Mit fremdem Herzensſchlag,
Mit einem dunklen Kummer
Bedrängt es meinen Tag.

Der Bäume hohe Zweige
Sehn alle nach mir aus,
Und all die grünen Steige
Drängen zum Tor hinaus
Und ſuchen mich und ſenden
Mir Träume, ſchwer und ſtumm, —
Ach, daß ſie zu mir fänden,
Bald iſt die Friſt herum . . .

Das Rufen muß verwehen,
Verſinken muß mein Glück,
Verzaubert untergehen,
Ich kann ja nicht zurück.
Der Tag mit ſeinen harten
Händen mich vorwärts ſtößt, . . .
Ach, mein verlorner Garten,
Daß ich dich nicht erlöſt! —

Strophen an die Heimat

Ich will dich nicht mit einem Namen nennen,
Denn hundertfältig biſt du mir erſchienen,
Doch ewig will ich neu für dich entbrennen
Und nimmermüde ſoll mein Herz dir dienen.
Du Seligkeit der Gärten und der Lieder,
Der Schmerzen, die wie Frühlingsſtürme kamen, ...
Das weiß ich tief: einſt finde ich dich wieder
In einem Namen über alle Namen.

Mitunter habe ich dich ganz verloren
Und weiß nichts mehr vom Rauſchen deiner Bäume,
Dann wandle ich die Wege aller Toren
Und bin ſehr arm und habe keine Träume.
Dann laufe ich im Troß der fremden Leute
Und habe mich dem lauten Tag verſchworen
Und ſchreie mit und kenne nur ein Heute ...
Mitunter habe ich dich ganz verloren. —

Dann muß ich auf den ſtillen Abend warten,
Der abſeits von der Straße mir begegnet,
Der ſchweigend ſteht im dunklen Frühlingsgarten
Und ſeine Tränen ſanft ins Herz mir regnet.
Kein Stern, kein Wind, — die jungen Blätter tropfen,
Ich atme ſchwer und ſpüre ſcheu und leiſe
In meinem Blut die alte Sehnſucht klopfen, —
Und weiß mich tief in deinem Zauberkreiſe.

Wem gab ſie ſich, der ihr nicht ganz verfiele?
Wer ließ von ihr, den jemals ſie beſeſſen?
Die Heimat hat der ſtummen Boten viele,
Und fliehſt du übers Meer ſie zu vergeſſen:
Mit einem Duft vom Wind vorbeigetragen
Ach, lächelnd wird ſie dich zurückgewinnen, . . .
Du ſtehſt gebannt von deines Herzens Schlagen
Und wendeſt dich und willſt nicht mehr entrinnen.

Erde im März

Ich hör dich ſchreien in den Nächten,
Du ſtöhnſt wie ein gefangen Tier,
Dann beben wir, die wir dich knechten,
Und fühlen uns bedroht von dir.
Denn was verſchüttet in uns ruhte,
Steht auf und kennet ſeine Zeit,
Du haſt dein Teil in unſrem Blute,
Das deinen Stürmen Antwort ſchreit,
Das ſeiner wilden Mutter Stimme
Gehorcht und willig ſich empört
Und überſchäumend, rot im Grimme,
Was nicht von dir iſt, jäh zerſtört.

Verſäumnis

Viel zu wenig kenne ich die Bäume,
Die vor meinem Fenſter ſtehn und rauſchen, —
Viel zu ſelten baun ſich meine Träume
Neſter, um die Winde zu belauſchen,
Und des Himmels Silberwolkenſpiele
Gehn vorüber, ohne mich zu tröſten, —
Ganz vergeſſen habe ich ſo viele
Wunder, die mir einſt das Herz erlöſten.

Nachtwache

Nicht iſt's der Wald, nicht iſt's die See, die rauſcht,
Traum hat mein Herz, hoffendes Herz, berauſcht!
Nur um mich her ſchluchzt noch im Schlummer die Stadt,
Weil ſie zuviel Tränen, die Troſtloſe, hat.

Aber mein Schlaf ſchwindet hin und zergeht.
Hat ihn vielleicht ſchmachtend ein Bruder erfleht?
Der mit Gebet ihn aus der Seele mir ſog
Und ihn in Qual inbrünſtig an ſich zog?

Nimm ihn nur hin, Bruder, ich wache gern,
Hoch iſt die Nacht, klingend ſteht Stern bei Stern,
Tief ruh ich dann, wenn meine Seele wacht
Und wie ein Schwan ſchwimmt durch die blaue Nacht. —

Frühling

Erde, durch die große Stadt
Geh ich raſtlos wie verirrt,
Weil mein Herz erraten hat,
Daß es draußen Frühling wird.
Ach, den Stein, der eiſig ſchlief,
Fühl ich mir zu Füßen beben, —
Drunten tief, — drunten tief
Atmet dein verſchüttet Leben.

Heimkehr

So hat der Wald noch nie gerauſcht,
Als nun, da ich gekommen bin,
Noch keiner hat ihm ſo gelauſcht,
Und keinem gab er ſo ſich hin.

So atmete die Erde nie
Die frühlingsfeuchten Düfte aus,
Denn keiner kam und ſpürte ſie
Und trug ſie am Gewand nach Haus.

Die Föhrenwipfel, dunkelgrün,
Märzwolken blaugrau, ſchwer geballt,
Der Haſelſträucher keuſches Blühn, —
Wem ſang das ſo im Blute, Wald?

Du rieſſt nach mir, du harrteſt mein,
Wie ich nach dir verging in Schmerz, —
Ich kam zu dir, bin da, bin dein:
Schlag deine Wurzeln in mein Herz!

Vorfrühling

Durch die frühe Dämmerung
Geh ich ganz in Träumen hin,
Und ich weiß es nicht, warum
Ich so still und selig bin,
Daß mein Herz ganz hold und leicht
Wie ein Veilchenstrauß sich trägt, —
Plötzlich überkommt es mich:
Horch, die erste Amsel schlägt . . .

Frühlingsregen

Die vollen Wolken fahren tief,
Der Wald zog sie verschmachtend her,
Das Kind, das nach der Mutter rief,
Hängt an den feuchten Brüsten schwer,
Bis überschauernd süß und schnell
Ein Windhauch durch die Wipfel läuft,
Aufduftend, warm und silberhell
Der Regen rauschend niederträuft.

Erlebnis des Wanderers

Stätten fand ich im Land, heilig, noch niemals bewohnt,
Wartend lagen ſie da unter dem wandernden Mond,
Ewig ſah ſie der Mond, ſah ſie doch nimmer erwacht,
Bis ich heranſchritt von fern, ſtumm durch die ſchimmernde Nacht.

Bis ich vom Zauber gebannt, ruhte und ſprach wie im Traum:
„O, ſo erlöſe mich, Quell, — o, ſo erlöſe mich, Baum!“
Und dann erbebte der Baum, und der Quell pulſte dunkel und voll
Als ein lebendiges Blut, das dem Herzen der Erde entquoll.

Wie man den Bruder erkennt, ward ich von ihnen erkannt,
Liebe zog Liebe herbei, eins ward mein Herz und das Land,
O, da verließ mich das Leid, o, da zerging es wie Rauch,
Bäume und Wieſe und Quell rauſchten und freuten ſich auch.

Kindheitsgarten

Als ich dein war,
Weißt du es noch?
Als mir das Haar
Nach deinem Odem roch,
Tauig und naß
Voll deiner Tränen hing,
Als mir dein Gras
Noch bis zur Schulter ging.
Als meine Hand,
Braun und klein wie ein Tier,
Aufwarf den Sand,
Wühlte zum Herzen dir, —
Weißt du es noch? —
Rund war mein Knie,
Von deinen Rinden zerriſſen . . .
Ach du, — ich weiß, — aber wie
Sollteſt du wiſſen! —

Heimat

Das iſt die alte Stadt, darin
All meine Träume heimiſch ſind:
Durch enge Straßen treibt ſo leis
Ein lieber ſanfter Sommerwind,
Von ſteilen bunten Giebeln ſieht
Vergangenheit dem Leben zu,
Und vor den grauen Kirchen gehn
Die Brunnen kühl und ohne Ruh.
Aus grün verwachſnen Gärten ſteigt
Vogelgeſang und Roſenduft,
Und Roſen blühn auch Jahr für Jahr
Dort vor dem Tor an deiner Gruft . . .

Das iſt die alte Stadt, darin
All meine Träume heimiſch ſind,
Und immer wieder finde ich
Nach Haus wie ein verirrtes Kind,
Und immer lehne ich verzagt
Am Gartentor und warte ſtill
Auf einen längſt verſchollnen Schritt,
Und ob mir niemand öffnen will.

Einem Toten

Herbſtnebel ſprühte um Garten und Haus,
Die Sonne mußte vergehen.
Du ſtießeſt die Tür auf und ſchritteſt hinaus
Und haſt dich nicht umgeſehen.
Mein Herz ſchreit auf in Jammer und Leid
Und will es noch nicht faſſen,
Daß du uns verließeſt ſo lang vor der Zeit, —
Und daß du uns ſo verlaſſen!

Meiner Mutter

In meinem Herzen tief,
Tiefer als eigenes Leid,
Trag ich dein einſames Herz
Und ſeine Traurigkeit,
Spüre die bittere Flut
Brennend, die niemals verſiegt,
Und wie das eigene Blut
Schwer durch dein Leben ſich wiegt.

Eh' ich geboren ward,
Als ich am Herzen dir hing,
Eng wie die Rebe am Stock,
Als mich dein Schoß noch umfing:
Da ſank dein Kummer in mich,
Da ſchloß der Kreislauf ſich zu, —
Herz deines Herzens, ich,
Herz meines Herzens, du.

Totenmahl

Einmal noch als deine Gäſte
Sitzen wir um deinen Tiſch,
Schön gedeckt iſt er zum Feſte,
Blumen leuchten zart und friſch, —
Laßt Kriſtall und Silber klirren,
Weil ſo fremd und unbeſeelt
Heute unſre Stimmen ſchwirren . . .
Weh, — die eine Stimme fehlt!

Nie in dieſer Tafelrunde
Waren wir wie heut vereint,
Jeder birgt die gleiche Wunde,
Alle haben wir geweint.
Aber Wein und Speiſen ſchieben
Wir mit Lächeln hin und her:
Laſſet uns einander lieben,
Denn der eine Stuhl ſteht leer!

Wenn wir uns vom Mahl erheben, —
Ach, wir wiſſen's nur zu gut, —
Springt der Ring, der uns umgeben,
Bricht der Zauber, der hier ruht,
Sinken auf dem Herd die Flammen,
Der ſo ſelig Obdach bot, —
Denn wer ruft uns jetzt zuſammen?
Heimat, — Heimat, du biſt tot!

Auftakt

Sehnſucht ſteig auf! Steig auf aus meinem Herzen,
Du Rauch vom Opfer meiner jungen Tage!
Sei Lobgeſang aus roter Glut der Schmerzen,
Ein Palmenbaum verzückt gen Himmel rage!
Erblühe mitten in der Wüſte! Schwere
Geheimnisvoll durchſüßte Früchte bringe
Und dufte, reife, gib dich hin ins Leere!
Sehnſucht, ſteig auf! Steig auf, mein Herz, und ſinge!

Als ich jung war

Als ich jung war, tanzt ich vor dem Monde
Ganz allein in meinem ſchmalen Zimmer,
Doch am Tag verhüllte ich mit Schweigen
Meines monderfüllten Herzens Schimmer,
Als ich jung war —

Auf den Bergen ſang ich, in den Wäldern, —
Fremder, großer Vogel ohne Schwingen, —
Vor den Menſchen, wo kein Echo hallte,
Vor den Menſchen konnte ich nicht ſingen,
Als ich jung war —

Und ich hatte Träume, die mir ſchenkten,
Was ich heimlich ſtumm und herb entbehrte,
Und am Tage ſuchte ich den einen,
Der im Traume immer wiederkehrte, —
Als ich jung war . . .

Mädchenlied

Rüttelnd am grünlichen Gitter
Ward ich ſilbern beregnet,
Siehe, ein Frühlingsgewitter
Hat meinen Garten geſegnet!
Der Weg iſt von Blüten verhangen,
Das Tor iſt mit Tropfen beſchlagen, —
Gebe dir Gott ein Verlangen
Nach meinen ſeligen Tagen!

Weißt du die Pfade zu finden?
Gib deine Ziele verloren!
Abſeits in klingenden Gründen,
Fern deinen ſteinernen Toren,
Abſeits in klingenden Nächten
Stehn meine ſchimmernden Bäume,
Blühende Kronen flechten
Dir und mir meine Träume.

Komm, eh die Lieder verhallen,
Komm meiner Sehnſucht entgegen,
Ehe die Tage mir fallen,
Blüten, in ſchauerndem Regen;
Daß du kühlſt meine Wangen
Stillſt meines Herzens Schlagen,
Gebe dir Gott ein Verlangen
Nach meinen ſeligen Tagen!

Sehnſucht

Sinkt der Abend, ſchwingt mein Herz,
Klingt wie eine müde Glocke,
Wandert ſein Getöne weit,
Ob es einen Träumer locke,
Dringt durch hundert ſtumme Tore,
Liegt, ein Summen, dir im Ohre
Und verweht in dunkler Nacht.

Deinem Garten bin ich fern,
Und die Roſen blühen drinnen, —
Sinkt der Abend, weht im Duft
Nicht mein Sehnen durch dein Sinnen?
Glücklos mühn ſich meine Hände,
Denn mein Herz hat ohne Ende,
Ohne Ende dein gedacht.

Sinkt der Abend, treibt kein Wind
Sacht dein Schiff in meinen Hafen?
Leere Wellen deckt die Nacht,
Müde geht mein Hoffen ſchlafen.
Wollte doch ein Traum dir ſagen,
Was mein Herz um dich getragen,
Ach, wie lang ich nicht gelacht.

Suchende Seele

Die Nelken und die Roſen im dunklen Sommergrün
Mögen in dieſen Tagen verwelken und verblühn!
Wie tief doch meine Seele am Tage ſchlummern kann,
Kaum, daß ich weiß am Abend, wie mir die Zeit verrann!

Aber in ſtillen Nächten ſteht ſie wie träumend auf,
Wandert über die Berge, entlang des Stromes Lauf,
Sucht dich in allen Gärten, wo rote Roſen ſtehn,
Und wo im warmen Winde Lieder und Düfte wehn.

Troſtlos in großem Sehnen irrt ſie durch dunkles Land,
Bis weckend mich der Morgen berührt mit kühler Hand,
Mit Rauſchen und mit Klingen vorüber wallt der Tag, —
Meine wandermüde Seele hört keinen Stundenſchlag.

Verloren

Kommſt du die ſtillen Wege
Nun nimmermehr zurück?
Ziehſt du auf ferner Straße
Und wanderſt nach dem Glück?

Weiß nicht, woher du gekommen,
Wohin du gegangen biſt,
Wo auf der grünen Erde
Dir Herd und Heimat iſt.

Weiß nirgends dich zu finden,
Soweit die Sonne ſcheint, —
Doch hat aus dunklem Schlummer
Mein Herz nach dir geweint.

Nun ſpielt mein großes Sehnen
Mit klarem Sonnenlicht,
Daraus es deinen Tagen
Schimmernde Kronen flicht.

Wie weiße Sommerwolken
Über die Lande gehn,
Sollen meine Gedanken
Leuchtend über dir ſtehn.

Und hält in hellen Nächten
Dich ſelig Klingen wach, —
Das ſind meine ſchönſten Träume,
Die ziehen dir ſingend nach.

Trennung

Am Mittag bleib ich tief betroffen ſtehn,
Ein dunkler Harfenton in meinen Ohren, —
Was hab ich hier im fremden Land verloren? —
Ich habe dich ſo lange nicht geſehn . . .

Der Abend wird durch die Gemächer gehn
Und Trunkene aus müden Träumern machen, —
Kein Lied erfreut mich, und ich kann nicht lachen, —
Ich habe dich ſo lange nicht geſehn . . .

Dann kommt die Nacht und kann es nicht verſtehn,
Daß ich allein bin, und die Sterne flammen
Auch über dir, und wir ſind nicht zuſammen, —
Ich habe dich ſo lange nicht geſehn . . .

Die Worte

Ach, ſprenge doch die Pforten,
Die Pforten, die dich trennen
Von jenen ſüßen Worten,
Die mir im Herzen brennen,
So ſchwer wie Feuertropfen,
So weich, wie junge Blüten, —
Sie drängen und ſie klopfen,
Wie ſoll ich ſie behüten!

Sie wollen überfließen,
Ihr ſchwach Gefäß zerbrechen, —
Ach, komm, zu deinen Füßen
Laß ſtammelnd ſie mich ſprechen,
Ach, löſe dieſe Qualen,
Dies heiße, dunkle Schweigen,
Ich muß die ſchweren Schalen
Erzitternd niederneigen . . .

Dann müſſen ſie verſprühen
Vor dieſen tauben Ohren,
Sie welken und verglühen,
Sie gehn im Wind verloren,
Sie wehn dahin im Staube,
So tief muß ich verarmen,
Dem Spott der Welt zum Raube —
Und du haſt kein Erbarmen.

Geheimnis der Liebe

Liebſter, weißt du, warum
Sich dies Jahr dir ſo köſtlich geſtaltet?
Sieh, meine Liebe hat
Über dir heimlich gewaltet:

Jedes fruchtbare Glück,
Das die günſtige Stunde mir ſchenkte,
Sandt ich zu dir, daß es ſanft
Sich in die Seele dir ſenkte.

Jeden Schmerz, der das Herz
Dir gewitternd bedrohte,
Zog ich an mich, daß in mir
Lautlos der heiße verlohte . . .

Siehe, es iſt ſehr ſüß,
Alles für dich zu entbehren,
Und ſich für dich in der Glut
Doppelter Qual zu verzehren.

Einſamer Abend

Das müde Gewitter vergrollte,
Nun reden die Waſſer im Tal,
Die blütenerhellten Kaſtanien
Durchleuchten die Dämmerung fahl.

Über den ſchwarzen Wäldern
Verlodert der Abendſtern, —
Mein Herz erkennt zitternd die Stunde
Und wartet, — und weiß dich doch fern.

Traurige Fahrt

O, klagend iſt der Winde Schrei,
Die mir entgegenwehn, —
Heut iſt der dritte Tag vorbei,
Daß ich dich nicht geſehn . . .

Die Nacht hebt ſtumm ihr Angeſicht
Von fremder Berge Hang,
Und dieſe Wälder wiſſen nicht,
Wie hold dein Name klang.

Daß Heimat ewig mir entweicht,
Fühl ich bei jedem Schritt,
Weil deine Hand ſo kühl und leicht
Aus meinen Händen glitt. —

Das Mädchen denkt an den Tod

Im Abendrot, — wenn ich einſt tot ſein werde, —
Da kommt mein Liebſter ſtumm zu meinem Grabe,
Er kniet und weint und küßt die kalte Erde,
Die ich mit meinem Blut geſättigt habe,
Er raunt und ſpricht: „Du meine Ringelblume,
Du Sonnenherz, und durfteſt du verderben,
So nehm der Tod auch mich zum Eigentume,
So will ich mit der Abendröte ſterben . . .“

Indeſſen wieg ich mich, in Licht zerfloſſen,
Im Birkenbäumchen über ſeinem Haupte,
Indeſſen jauchzt ins Amſellied ergoſſen
Mein Herz befreit, das er verſchüttet glaubte.
„O komm doch!“ ſing ich ſehnend zu ihm nieder,
„Zwei Funken wir, von einem Herd geſprungen,
Wir ruhen nicht, bis wir uns leuchtend wieder
In einer Glut der Ewigkeit durchdrungen.“

In Sehnſucht

Du weißt, es wartet eine auf dich, nun findeſt du keine Ruh,
In deinen Träumen raunt es und weint, und du hörſt erſchrocken zu,
Du ſtreichſt verſtört wie ein raſtloſer Geiſt durch dein kaltes, einſames Haus,
Und reckſt deine Arme verzweifelt und heiß in die ſeufzende Dunkelheit aus.

Doch es iſt eine Stunde, wer weiß wie weit, vielleicht hinter Grab und Tod,
Eine Stunde, die jauchzt wie Sternengeſang und lodert wie Morgenrot,
Sie iſt deiner Wege Ende und Ziel, wie fern du auch wanderſt und irrſt, —
Und Gott weiß die Stunde heute ſchon, in der du mein eigen wirſt.

Ruhe in dir

Mein Haupt auf deine Bruſt geneigt,
So laß mich liegen, laß mich lauſchen,
Und wenn dein Mund nun lächelnd ſchweigt,
Hör ich es tief und dunkel rauſchen,
Und wie dein Herz das ſüße Blut
Läßt unabläſſig klingend quellen,
Wird mir, als wiege ſtarke Flut
Mich ſicher auf den breiten Wellen.

Erfüllung

In den Nächten meiner Jugend
Hielt dein Lied das Herz mir wach,
Und durch ungezählte Tage
Ging ich deiner Stimme nach,
Sehnſucht trug mich durch die Wüſte,
Und die Zeit ward endlich voll,
Daß dein Wort mir quellenſüße,
Nah und heimatlich erſcholl.

Und nun lieg ich glückbefangen,
Weil ich nicht mehr ſuchen muß,
Ruh ich doch in deiner Liebe,
Und mein Mund kennt deinen Kuß.
Warum ließ nur deine Stimme
Einſt mich wild und traurig ſein?
Singen jetzt doch deine Lieder
Nacht für Nacht das Herz mir ein.

Mitunter in der tiefen Nacht

Mitunter in der tiefen Nacht
Vergißt mein Herz im Traum ſein Glück,
Und bang und einſam wandre ich
In eine böſe Zeit zurück.
Ich weiß, daß ich vertrieben ward,
Ein Bettler, von des Lebens Tor,
Und weiß, daß ich den Weg zum Licht
Durch eine dunkle Schuld verlor.

Ach, ſeufzend fahr ich dann empor
Und bin von ſtummen Tränen naß,
Und dankbar ſtaunend fühl ich neu,
Was ich in Angſt und Qual vergaß.
Und kann doch noch nicht fröhlich ſein,
Eh' meine Hand mein Kind nicht fand,
Eh' ich den Pulsſchlag voll und warm
Gefühlt an ſeiner kleinen Hand.

Die Frau

Ich habe wohl jahrein, jahraus
Stumm meiner Sehnſucht nachgehangen,
In meiner dunklen Träume Haus
Lag ich verwunſchen und gefangen.
Der Frühling tropfte um das Dach,
Da ſchlich ich heimlich und mit Zagen
Hinaus und lief den Wünſchen nach,
Wie Kinder bunte Falter jagen.

Die Welt ſchien leuchtend mir ins Herz,
Die Ströme brauſten mir entgegen,
In Seligkeit und ſüßem Schmerz
Empfing ich meiner Jugend Segen.
Die hundert Straßen weit im Land
Erklangen unter meinem Fuße,
Und was ich an den Straßen fand,
Das ſang und blühte mir zum Gruße. —

Nun hör ich in der ſtillen Nacht
Des Lebens Flut von ferne rauſchen,
Mein Herz iſt jäh vom Schlaf erwacht
Und will erſchreckt und dürſtend lauſchen,
Allein ein Atem weht und weht
Wie Sommerwind ſo ſüß und linde,
Daß alle Sehnſucht ſchlafen geht, . . .
Ich bin daheim bei meinem Kinde.

Die Mutter ſinnt bei der Wiege

1

O tiefes Wunder, daß in dir
Mein Leben Kraft geworden iſt,
Daß du ſo ganz Erfüllung mir
Und Antwort meinem Weſen biſt, —
Daß mein verſchwiegnes frühſtes Leid
Stumm weiterklagt in deinem Blut,
Vergeßne Freude fernſter Zeit
Als Glanz in deiner Seele ruht!
Daß heiß dein Herz in meinem ſchlug,
Daß dein Geſchick in meinem ſchlief,
So lange, eh mein Schoß dich trug,
Und eh ich dich bei Namen rief . . .

2

Ich bin dir nie ſo nah als nachts,
Wenn rings um uns das Dunkel ſchweigt,
Geheimnisvoll lebendig nur
Dein Atem fällt, dein Atem ſteigt.
Ich denke jener holden Zeit,
Da du in mir verſenkt geruht,
Da unſer Atem e i n e r war,
Bewegt von e i n e s Lebens Flut,

Ich denke einer fernen Zeit,
Wenn uns die ſtumme Nacht umgibt:
Einſt ruhn wir wieder ganz vereint
Mit allem, was wir je geliebt.

Mutter und Kind

„Weil du so gut bist," sprach ihr Kind. —
Da senkte sie erschreckt ihr Haupt,
Ihr Auge ward von Tränen blind,
Sie sann: Wie ist mein Kleid bestaubt!
Ist denn mein Mund, dem es so oft
An Liebe und an Mut gebricht,
Wert, daß er deine Lippen küßt
Und deinen süßen Namen spricht?
Ist denn mein Herz, das, ach, so oft
Sich selbst im Spiel der Welt verlor,
Noch wert, daß Gottes heilige Hand
Es dir zur Heimat auserkor?
Sie sann, sie legte Schuld auf Schuld,
Sie neigte sich wie Gras im Wind, —
Sie murmelte: „Ich bin nicht gut . . ." —
„Du bist die Mutter," sprach das Kind.

Feuer

Wehe! Ich habe das Feuer in mir,
Das an euch von außen nur leckt!
Daran ihr euch wärmt, mit dem ihr nur ſpielt
Vor dem euer Herz ſich verſteckt.

Wehe! Mir ſchoß es im Herzen auf
Aus Funken und Sternenſaat,
Das löſchte kein Blut, und mein Herz hub an
Und läutete Sturm und Verrat.

Und läutete ſchön und lauſchte ſich ſelbſt,
Vergeht in ſingender Glut,
Wehe! ſingt es, ich brenne ſehr,
Aber ſingen, — ſingen iſt gut!

Eintönige Weiſe

Wer einſam durch die Dunkelheit geht,
Er ſingt, um ſein Herz nicht zu hören.
Sein Lied iſt ein Schrei, ſein Lied iſt Gebet,
Die Sonne herauf zu beſchwören.
Er ſucht keinen Kranz, er ſingt in den Wind,
Er will euer Ohr nicht betören.
O, einſamer Sänger, verlaſſenes Kind,
Er ſingt, um ſein Herz nicht zu hören!

Der Dichter

Warum mußt du mich verdammen
Und was ſchlägſt du mich ſo ſchwer!
Träume und Geſichte flammen
Unabläſſig um mich her.
Sprich, für welche dunklen Fehle
Bin ich Tag und Nacht gequält,
Warum haſt du meine Seele
Unter Tauſenden erwählt?

Wenn ich früher, hingeſunken,
Von mir warf des Tages Laſt,
War ich bald im Schlaf ertrunken,
Selten kam ein Traum zu Gaſt.
Heute tanz ich ungezügelt
Über wilder Meere Schaum,
Wiege mich, vom Sturm beflügelt,
Einſam im geſtirnten Raum.

In die Städte ſink ich nieder
Ungeſehen, nebelgleich,
Allerbarmer, mach mich wieder
Meinen blinden Brüdern gleich!
Haſt du mich mit Licht geſchlagen
Wie es Göttern nur geſchieht,
Gib mir auch die Kraft, zu tragen
Was dein Auge ruhvoll ſieht.

Sprache der gebundnen Dinge
Haſt du tief in mich gebannt,
Und, wenn ich ihr Lied nicht ſinge,
Wird mein Herz davon verbrannt.
Denn befreit im Lied zu rauſchen
Iſt der ſtummen Schöpfung Drang,
Immer ſeufzt es in mein Lauſchen:
Komm, erlöſe mich zum Klang.

Die jungen Lieder

Die jungen Lieder ſind uns fern,
Ach, unſerm Herzen fern, —
Sie rauſchten wie der Sehnſuchtswind
Von einem fremden Stern,
Sie waren ſelig quellenkühl,
Wie früher Tau verſprüht,
Und dufteten vom Roſenſtock,
Der irgendwo noch blüht . . .

So junge Lieder ſingen wir,
Ach, ſingen wir nicht mehr,
Wir tanzten einſt beim eignen Sang
Doch unſer Schritt ward ſchwer,
Wir ſuchen den beſchwingten Takt,
Der jene Weiſen trägt,
Und fühlen bitter, wie das Herz
Zu langſam dafür ſchlägt.

Fremdes Lied

Kleinod in meinem Herzen, fremdes Lied, —
Sie ſagen lächelnd deine Worte, keiner ſieht,
Daß Wort an Wort
Wie ein Rubinenkelchglas ſprüht und glüht.

Ich ſage deine Worte niemals laut,
Ich habe dir, von keinem je geſchaut,
Ein Heiligtum
In einer reinen Einſamkeit erbaut.

Ich bin's, die dich mit Schmerzen ganz errang,
Die abends, wenn der Tag vom Herzen ſank,
Selig und ſtumm
Lebend'ge Flut aus deinen Worten trank.

Das eigne Lied

Ich bin das nicht, die ſingt und ſelig tut, —
Ich höre meine Stimme hoch im Blauen
Wie einen unſichtbaren Vogel ſingen,
Und muß dem eignen Ohr verwundert trauen.
Ich laß mich von dem fernen Lied bezwingen
Und fühle Rauſch und Taumel ſüß im Blut
Und leide Angſt, die Stimme dort zu ſtören —
Ich bin das nicht, die ſingt und ſelig tut,
Doch ſelig bin ich, bebend zuzuhören.

1914

Deutſchland ſtarrt im Waffenglanze,
Deutſchland grollt im Ungewitter,
Brot wird hart und Liebe bitter,
Tränen keltern wir ſtatt Wein.
Trommeln laden ein zum Tanze,
Und der Tod, der dürre Ritter,
Führt den Reih'n. —

Über Deutſchland in den Nächten
Hör ich ſchwarze Vögel haſtend,
Seh ich einen Schatten raſtend,
Der die blanke Wage hält.
Deutſchlands Recht liegt in der rechten
In der andern Schale laſtend
Liegt die Welt

Gott erſteht im Eiſentanze,
Gott erſteht im ſchweren Wetter.
Eiche, laß dem Sturm die Blätter,
Opfre, Deutſchland, wie er will!
Deinem Rächer, deinem Retter,
Der dich glüht zu neuem Glanze
Halt ihm ſtill!

O, Deutſchland, o Mutter!

Wir ſangen die Schlachten vergang'ner Geſchlechter, —
Was wußten wir ſelber von blutrotem Sieg? —
Wir ſaßen beiſammen, der Herdflammen Wächter,
Und hörten die Alten erzählen vom Krieg.
O, Deutſchland, o Mutter, die Milde uns lehrte,
Du hebſt die Drommete, nun rufſt du zum Schwerte
Den Knaben, der niemals ein Streitroß beſtieg.

Wir laſſen die Herde, wir laſſen die Ernte,
Wir ſehn nicht zurück in geliebtes Geſicht.
Nichts gilt mehr, was dir uns vom Herzen entfernte,
Wir ſpürten ſo nah deinen Atem noch nicht.
O, Deutſchland, o Mutter, du willſt, daß uns alle
Von Herzen zu Herzen ein Blutſtrom durchwalle,
Du weißt, daß der brauſende Berge zerbricht.

Deutſche Jugend

Wir wußten nicht, wozu wir blühten,
Und Jugend ſchien uns Fluch und Laſt,
Ein Feſt, an dem wir nicht erglühten,
Man trank, — man ging —, ein ſatter Gaſt.

Und unſer Blut ſchlich dick und träge,
Wir hatten allzu blanke Wehr,
Wir hatten allzu glatte Wege,
Wir hatten keine Lieder mehr.

Drum jauchzen wir in dieſen Tagen,
Drum ſind wir trunken ohne Wein,
Drum dröhnt's uns aus der Trommeln Schlagen:
O heilig Glück, heut jung zu ſein!

Marſchlied

Wir ſind doch noch zu jung, Kamerad,
Daß Gott uns ſterben ließ!
Und haben Moskau nicht geſehn
Und nicht die Stadt Paris.

Und nicht das ſtolze Engelland
Jenſeits der grauen See, —
Wenn uns der Herrgott ſterben ließ,
Er tät ſich ſelber weh!

„Er gibt uns Moskau und Paris
Und England, das iſt wahr.
Wir geben uns ja ſelbſt dafür
Und unſre achtzehn Jahr.

Marſchieren wir, marſchieren wir,
Kamerad Soldat, Soldat!
Für Deutſchland iſt kein junges Blut,
Kein Herzblut nicht zu ſchad.“

Troſt

Es iſt mit Tanz und Spielen
Für dieſe Zeit getan,
Weil ſoviel Brüder fielen
Vor Lüttich auf dem Plan.

Mit ſchimmernd weißen Kränzen
Ging mancher Lenz vorbei,
Ringsum an Deutſchlands Grenzen
Blüht heut ein andrer Mai.

Blüht rot wie Himmelsfeuer,
Blüht rot wie Opferglut,
Blüht rot und heiß und teuer
Aus junger Herzen Blut.

Wer will dich troſtlos wähnen?
Deutſchland, du lächelſt noch
Verklärt durch tauſend Tränen:
Ein Frühling iſt es doch!

Inhalt

	Seite
Beſuch beim Schnatermann	1
Genius	
Der Menſchenfreſſer	6
Die Undankbaren	8
Das wilde Mädel	12
Abend auf dem Großſtadtfriedhof	14
Das Erlebnis des Edelknaben	17
Der Kampf mit dem Fieberteufel	20
Der Geiſt des Schlafes	23
Karfreitagslegende	25
Der Schutzheilige	27
Zwiegeſpräch	30
Am Hafen	32
Die beiden Sänger	34
Leben	36
Der grüne Bruder	38
Stimmen über den Wolken	39
Die alten Könige	40
Der ſterbende Tänzer	42
Gevatter Tod	46
Schlafengehn	48
Abel tanzt	50
Der Königsſohn betet zur Sonne	51
Junitagslied	52
In memoriam	53
Schickſal	55
Vor der Ausfahrt	57
Abend und Morgen	58
Sternenglaube	59
Troſt	60
Heimweh	61
Uralt	62
Zwiſchen den Jahren	63
Krieg	64
Reiten	65
Dunkle Tage	66
Der ſüße Schlaf	68
Ein Lied der Pilger in der Wüſte	69
Graue Tage	70
Schwerer Traum	71
Der müde Wandrer	72
Waldſchreck	73
Städte auf Erden	74
Den Schlaf zu bannen	76
Der verlorene Garten	77
Strophen an die Heimat	78
Erde im März	80
Verſäumnis	81
Nachtwache	82
Frühling	83
Heimkehr	84

	Seite
Vorfrühling	85
Frühlingsregen	86
Erlebnis des Wandrers	87
Kindheitsgarten	88
Heimat	89
Einem Toten	90
Meiner Mutter	91
Totenmahl	92
Auftakt	93
Als ich jung war	94
Mädchenlied	95
Sehnsucht	96
Suchende Seele	97
Verloren	98
Trennung	100
Die Worte	101
Geheimnis der Liebe	102
Einsamer Abend	103
Traurige Fahrt	104
Das Mädchen denkt an den Tod	105
In Sehnsucht	106
Ruhe in dir	107
Erfüllung	108
Mitunter in der tiefen Nacht	109
Die Frau	110
Die Mutter sinnt bei der Wiege	111
Mutter und Kind	113
Feuer!	114
Eintönige Weise	115
Der Dichter	116
Die jungen Lieder	118
Fremdes Lied	119
Das eigene Lied	120
1914	121
O Deutschland, o Mutter	122
Deutsche Jugend	123
Marschlied	124
Trost	125

Buchdruckerei Roitzsch
Albert Schulze, Roitzsch